

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 294. Bromberg, den 22. Dezember 1931.

1 Mädchen, 1 Auto, 1 Hund

Roman von Ole Stefani.

(10. Fortsetzung.)

„Hoffentlich finde ich hier wirklich Ruhe!" sagte sie, gelöst und müde. „So geht das mit mir nicht weiter. Warum ich bloß immer heule!" Sie wischte sich energisch die Tränen aus den Augen. Auf einmal hielt sie inne.

Ein Motor knatterte und um das Haus herum fuhr der dunkelgelbe Roadster und verschwand auf dem Weg durch den dunklen Park nach Dieppe.

„Der Schloßherr geht tanzen!" Sie lachte vor sich hin, während sie sich die Wangen trocken rieb. „Na — viel Vergnügen!"

Sie ging zu Bett und in den wirren Träumen ihrer ersten Nacht auf St. Jean spielte der gelbe Roadster eine große Rolle, der Familienschmuck und ein großer breiter Mann mit eingefallenen harten Zügen, so wie sie sich nach jener schlechten Reproduktion Daniel Hope vorstellte.

Janet wachte früh auf — und als sie merkte, daß sie nicht wieder einschlafen konnte, kleidete sie sich an und lief mit Tarka an den Strand hinunter. Unterwegs machte sie ihm glänzende Versprechungen, was seiner warte — und sie enttäuschte ihn auch nicht. Er stand schon mit allen vier Beinen in dem seichten Wasser einer kleinen Bucht, als sie noch auf halber Höhe war. Er verlangte unter heftigem Kläffen von ihr, sie solle ihm Äste in die Wellen werfen. Sie tat ihm den Gefallen. Und er patschte tollkühn ins Wasser und rettete unter Lebensgefahr die Äste. Er zog sie ans Land und schüttelte sich, daß die Tropfen weit umherspritzten. Seine Zottelhaare waren naß und klebten am Körper. Auf einmal waren sein Rumpf und seine Beine so mager und sein Kopf so riesengroß, daß Janet Tränen lachte.

Immer wieder mußte sie ihn ins Wasser jagen und so verspielten sie eine schöne heitere Stunde.

Dann hatten sie Hunger und gingen ins Schloß.

Der Frühstückstisch war schon gedeckt, man erwartete sie — und während das junge Mädchen seine Grapefruit auslöffelte, hörte sie, daß Violet mit Migräne im Bett lag.

„Oh!" sagte sie bedauernd, war aber recht froh.

Mac Norton erschien. Er verneigte sich und sagte: „Guten Morgen!"

Man erwiderte seinen Gruß, und nachdem man das getan hatte, setzte er sich auf seinen Stuhl und löste sich in Luft auf.

Erst später wurde Janet überrascht seiner Gegenwart wieder gewahr, als ein Flüstern an ihr Ohr drang und sie auffah und ihn neben Martin Anderson erblickte. Mac Norton hatte ihm seinen Stuhl zugewandt, und um die andern nicht zu stören, hielt er ihm mit unterdrückter Stimme einen Vortrag, den Anderson mit kurzen Fragen unterbrach. Es handelte sich, soviel Janet verstand, um die statistische Veröffentlichung irgendeiner rheinischen Industrie, deren Zahlentabellen ihn so in Begeisterung zu versetzen schienen, daß sich seine großen Ohren röteten.

„Ihr Fisch wird kalt!" sagte Tante Betsy verweisend.

Mac Norton erschöpfte sich in Entschuldigungen, während er sich über seinen Teller machte, die Augen beim Essen fest auf Direktor Anderson geheftet. Seine Mienen und Gesten drückten immer eine gewisse Unterwürfigkeit aus. Er gehörte zu den Menschen, die mit ihrer Verlegenheit leicht auch andere in Verwirrung bringen können. Aber Janet fand heraus, daß das nur dann der Fall war, wenn man ihn zu irgendeiner Art geselliger Teilnahme herausforderte, und daß man ihn sich selbst überlassen konnte, ohne daß seine Zurückgezogenheit und sein schweigsames Lächeln störend wirkten. Sein Alter war schwer zu bestimmen. Sie versuchte es zu taxieren. Er mußte ihrer Meinung nach um fünfunddreißig herum sein.

„Sehr tüchtiger Mensch!" sagte Anderson halblaut, als er Janets beobachtende Blicke bemerkte.

Mac Norton schien nichts gehört zu haben. Er aß wenig, stand auf und schob seinen Stuhl leise zurück. Er war noch mitten in seiner Verbeugung, als er schon nicht mehr sichtbar war. Kaum, daß man die Tür ins Schloß fallen hörte.

„Er geht schwimmen!" Onkel Martin lächelte. „Wollt ihr glauben, daß er ein ausgezeichneter Schwimmer ist? So klein und dünn er aussieht, er ist fabelhaft trainiert!"

„Cranbourne hatte sich an Janets Seite gesetzt. Er bediente sie mit einer geradezu väterlichen Umsicht. Sie fürchtete sich ein wenig, in sein liebenswürdiges Lächeln zu sehen. Sie fühlte oder glaubte zu fühlen —, daß er seit dem Tode ihres Vaters eine andere Haltung ihr gegenüber eingenommen hatte. Als wenn sie bis dahin ein Kind gewesen wäre, das er mit überlegener Kühle behandelt hatte, und das nun über Nacht zu einer Dame geworden sei, die jede Rücksicht beanspruchen durfte. Aber er benahm sich reizend. Und was an abwehrenden Gefühlen in ihr war, ließ sich unterdrücken, wenn sie sein Verhalten als das selbstverständliche Maß von Takt hinnahm, das ein Mann von Welt einem eben verwaisten jungen Mädchen entgegenbringt. Ohne daß sie sich darüber klar war, schmeichelte es ihr, daß er sie so ernst nahm — und das brachte sie über anderes hinweg.

Sie hatte vor, nach dem Frühstück mit Tarka durch den Park zu laufen, und Tarka hatte auch nichts dagegen. Aber als sie an der Tür stand, bereit zum Ausgehen, rief ihr Anderson nach: „Janet — ich vergaß: da war ein Mann heute morgen, der fragte, ob du gestern ein Gepäckstück an der Mole hast liegen lassen?" Und Tante Betsy rief bekümmert: „Natürlich — ich habe es heute morgen gleich bemerkt. Der Bote hat nur sieben Koffer gebracht und auf deinem Gepäckschein stehen acht."

„Wir werden es schicken lassen!" sagte Anderson.

In diesem Augenblick knarrte es auf der alten Treppe, die nach dem Obergeschoß führte, und ein unwahrscheinlich gelber Bademantel wurde sichtbar.

Tarka stieß ein teuflisches Geheul aus und stürzte an den Fuß der Treppe, bereit zu einem Kampf auf Tod und Leben.

Janet rief ihn zurück, er war aber so irritiert, daß sie ihn festhalten mußte.

Lytton Praycott kam vorsichtig, Stufe nach Stufe, die knarrende Treppe herunter, die Augen auf Tarka gerichtet.

„Es tut mir leid," ließ er sich vernehmen, „daß ich soviel Aufregung verursache. Könnten Sie ihr nicht vorschlagen, das Kriegsbeil zu vergraben?"

„Ich werde versuchen, es ihm klar zu machen!" sagte Janet mit scharfer Betonung — und dann wußten sie beide eine Weile nichts zu sagen.

„Ich gehe baden!" meinte Praycott schließlich.

„Es hat ganz den Anschein!" sagte Janet und betrachtete den gelben Mantel.

„Janet —," rief Onkel Martin wieder aus dem Zimmer, „soll ich den Koffer aus Dieppe schicken lassen?"

„Haben Sie Lust, nach Dieppe zu fahren?" fragte der junge Amerikaner plötzlich neu belebt. „Ich fahre Sie gerne hin!"

„Oh, danke!" sagte Janet. „Ich fürchte, Sie könnten wieder Schwierigkeiten mit Ihrer Bremse haben!"

Er wandte sich beleidigt ab und ging zur Tür. Von da sagte er trocken: „Sie können meinen Wagen haben, wenn Sie allein fahren wollen."

Das war ein unerwartet netter Vorschlag. Janet wußte nicht, ob sie ihn annehmen durfte. „O ja — gern —," sagte sie schließlich zögernd. „Ich würde — ehrlich gestanden, ich würde das außerordentlich gern tun, wenn Sie ihn mir anvertrauen wollen."

„Ich habe ja gesehen, wie Sie fahren," sagte er kurz. „Ich lasse den Wagen herausbringen." Damit war er zur Tür hinaus, seine Badeschuhe knirschten über den Kies und Tarka kläffte ihm nach — enttäuscht oder erleichtert.

Janet holte rasch ihre Brille, sagte im Zimmer Bescheid und ging vor das Tor.

Der dunkelgelbe Roadster war bereit. Aber Cranbourne stand an den Schlag gelehnt und sagte, während er seine tadellosen Zähne zeigte: „Bitte nehmen Sie mich mit, Janet! Ich muß auf die Post!"

Sie wäre glücklich gewesen, allein fahren zu können. Aber es gab keine Möglichkeit, ihm die Bitte abzuschlagen. Als sie fuhren, schwand ihr Bedauern. Er war zurückhaltend und schweigsam und hatte märchenhafte Zigaretten aus England herübergeschmuggelt, die sie mit Genuß rauchten. In Dieppe erledigten sie die Sache mit dem Gepäck und liefen ein wenig in den Straßen herum. Janet hatte eine kindliche Freude an unbekannten Dingen. Sie ließ ihre Augen umherschweifen und horchte auf die fremden Sprachklänge, die sie bezauberten. Sie kaufte allerlei Krimskrams — nur um mit den Verkäufern zu reden und sie zu betrachten.

Schließlich wurde es Zeit, an den Heimweg zu denken.

„Ich wollte noch zur Post!" erinnerte sich Cranbourne.

„Sie sind wirklich ein guter Gesellschafter!" lobte sie ihn. „An sich selbst denken Sie zuletzt. Wo ist der Laden?"

Sie fuhr den Wagen vor das Postbureau und ging mit Cranbourne zusammen an den Schalter.

„Sie können nicht genug haben!" scherzte er. Während er seine Angelegenheiten erledigte und Janet neben ihm an den Tisch gelehnt stand, hörte sie eine Stimme hinter sich mit unverkennbar englischem Akzent.

„Monsieur, vous avez des lettres pour moi?"

„Non, madame, rien pour vous aujourd'hui!" sagte der Beamte. Janet wandte sich um und sah eine Frau in eleganter Kleidung, die sich vom Schalter entfernte. Die Umrisse der Figur, die Art zu gehen — riefen eine Erinnerung wach, die sie einen Augenblick erstarren machte.

Dann gab es ihr einen Ruck und sie wollte der Frau nacheilen.

In diesem Augenblick war es Cranbourne, der sie daran verhinderte. „Haben Sie einen Bleistift, Janet?" fragte er, sie am Arm haltend.

„Lassen Sie mich!" stieß sie hastig hervor.

„Was ist denn?" fragte er im Tone tiefsten Erstaunens. Unwillkürlich hielt er sie noch immer.

Sie machte sich gewaltsam frei und lief auf die Straße. Die Fremde war nicht zu sehen. Janet rannte auf das Geratewohl die Straße ein Stück aufwärts und blickte in die Nebengassen. Sie war so erregt, daß ihr schwindelte und ihr wieder die Tränen in die Augen schossen. Erschöpft lehnte sie sich an die Mauer.

So fand sie Cranbourne, der ihr nachgeeilt war. „Aber Janet! Um Gottes willen!" rief er erschrocken, als er ihren Zustand gewahrte. „Was haben Sie, Kind?"

„Nichts!" sagte sie, krampfhaft bemüht, ihr Schluchzen zu unterdrücken. „Ich wollte — ich hätte für mein Leben gern die Frau von vorne gesehen, die vorher aus dem Postbureau ging!"

„Welche Frau?"

„Haben Sie sie nicht bemerkt?"

„Nein", sagte Cranbourne erstaunt.

„Eben fragte eine Dame am Schalter nach Briefen", klärte Janet Cranbourne auf, „ich hörte nur ihre Stimme, sah nur ihren Rücken — und doch, Cranbourne — ich weiß, ich bin hysterisch und meine Nerven sind seit jener Nacht nicht mehr in Ordnung — aber ich würde wer weiß was dafür geben, um festzustellen, ob sie es wirklich war."

„Wer?"

„Schwester Mary Venor!"

Cranbourne wurde blaß. Er konnte nicht antworten. Janet schluchzte unbeherrscht darauf los. Er suchte verlegen nach einem Taschentuch und trocknete ihr die Tränen. Sie ließ es geschehen, ohne es zu bemerken.

„Die Pflegerin, die in Garland's Green bei Vater war, als er starb! Cranbourne, ich beschwöre Sie: können Sie nicht feststellen, wer das eben war? Gibt es nicht irgendein Mittel, ihrer habhaft zu werden?"

„Ja — wenn wir in England wären —", sagte der Major langsam.

„Aber das ist doch gleich! Wir können uns doch auch hier auf der Polizei legitimieren. Cranbourne!" Sie blickte ihn aus ihren geröteten Augen flehend an.

„Gut!" sagte er entschlossen. „Ich werde tun, was ich kann! Hier ist sie nicht mehr zu sehen, scheint es, nicht wahr?" Er blickte sich nach allen Seiten um. „Kommen Sie, wir wollen zunächst nochmal ins Postbureau zurück. Ich habe alle meine Briefsachen auf dem Schreibtisch liegen lassen, als Sie vorhin so eilig fortrannten! — Dann werden wir weiter sehen."

Die Beamten hinter den Schaltern sahen die beiden mit heiterer Verwunderung an. Während der Major eilig seine Papiere zusammenpackte, verfiel Janet auf einen neuen Gedanken.

„Cranbourne!" stieß sie flüsternd hervor. „Sie hat an jenem Schalter Briefe verlangt, es scheint, daß der Beamte sie kennt, denn sie nannte ihren Namen nicht. Könnten Sie nicht da etwas erfahren?"

Cranbourne überlegte einen Augenblick. Dann nickte er kurz und trat mit seiner geschmeidigen Sicherheit an den Schalter, den Janet ihm bezeichnet hatte. Er sprach den Beamten im fließendsten Französisch an, das Janet je von einem Engländer gehört hatte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, meine Begleiterin hier glaubt in der Dame, die soeben bei Ihnen war und nach postlagernden Briefen fragte, eine alte Bekannte aus London wiedererkannt zu haben. Würden Sie die große Liebenswürdigkeit haben, uns ihren Namen zu nennen? Meine Begleiterin nimmt an, daß Sie sie kennen!"

„Gewiß, mein Herr, gewiß! Madame ist schon acht Tage hier. Sie kommt täglich. Gewiß, Madame ist Landsmännin von den Herrschaften — der Beamte lächelte verbindlich —, „sie kommt aus London!"

„Sie heißt Mary Venor?" fragte Janet atemlos.

„O nein — ich bedaure — ein Irrtum. Madame heißt nicht so!"

„Wie denn?"

„Madame heißt Martha Hope."

(Fortsetzung folgt.)

Stille Nacht! Heilige Nacht!

Eine wahre Geschichte, erzählt von **Hans Dreßler.**

Es war am heiligen Abend des Jahres 1818, als auf einsamem Wege im bayrischen Hochgebirge ein Wanderer dahinschritt. Es war der Hilfsgeistliche von Oberdorf bei Arnsdorf, Joseph Mohr. Er befand sich auf dem Wege nach Arnsdorf.

In seiner Seele sang und klang es von Weihnachtsfreude und Weihnachtsfrieden. Daher beeilte er sich nicht, sondern schritt nur langsam talwärts. Die Nacht breitete sich immer mehr aus und bedeckte schon die hohen, weißen Bergspitzen. Ein Stern nach dem anderen zog am dunkeln Himmel herauf, bis das ganze Heer in funkelnder Pracht beisammen war, hoch über dem friedlich zwischen steilen Bergen eingebetteten Tal.

Eine Biegung des Weges brachte Mohr zu einem Felsenvorsprung, hier hielt er still und setzte sich auf einen Baumstumpf. Es war eine wundervolle Nacht. Der Wanderer saß lange und schaute über die Gegend hin. Aber seine Gedanken weilten anderswo. Was er im Geiste sah, gestaltete sich vor seinen Augen zum Bilde. Dort unten, wo die Lichter von Arnsdorf leuchteten, schaute er Bethlehem; jene Hütte zur Seite mit dem flackernden Lichtschein war der Stall, wo Maria und Joseph bei dem Jesuskindlein wachten. Unten am Abhange auf dem Weideplatze sah Mohr vor seinem geistigen Auge die lagernden Hirten bei ihren Herden. Joseph Mohr schaute nach oben, war ihm doch, als sähe er den Himmel sich öffnen und die Engelschar hernieder steigen, um der armen Erde die große Freude zu verkünden, die allem Volke widerfahren ist. Er faltete die Hände zum Gebet; dann stieg er ins Tal hinab; denn er wurde ja diesen Abend im Schulhause zu Arnsdorf erwartet und durfte sich nicht allzu lange mehr aufhalten. —

In Arnsdorf angelangt, trat ihm sein Freund, der Organist Franz Gruber, unter der Tür entgegen. „Willkommen!" rief er. „Sieh, welch lieben Besuch wir haben!" Freudig begrüßte Mohr die Geschwister Strasser aus dem Zillertale, zwei Brüder und zwei Schwestern, deren Gesang ihn schon oft erfreut hatte. „Wie schön, daß ihr da seid!" sagte er. „Nun können wir singen und spielen, dem Christkinde zu Ehren."

Während Gruber noch mit festlichen Vorbereitungen beschäftigt war, zog sich Mohr in ein Nebenzimmer zurück. Als bald darauf ihn sein Freund zur Bescherung hereinrief, legte er diesem ein kleines Papier in die Hand und sagte: „Das ist mein Christgeschenk für dich, lieber Freund; ein anderes habe ich nicht; du weißt ja, daß ich nicht reich bin an Erdengütern."

Gruber trat unter den Lichterglanz, warf einen Blick auf den Zettel und las mit inniger Betonung und dankbarer Bewegung vor:

Stille Nacht! Heilige Nacht! Alles schläft; einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar, das im Stalle zu Bethlehem war, bei dem himmlischen Kind.

Glänzende Pracht strahlt durch die Nacht, Hirten erst kund gemacht — Durch der Engel Halleluja tönt es laut von fern und nah: Christ, der Retter, ist da!

Licht statt Nacht hat gebracht, heiliges Kind, deine Macht. Liebreich liegst du gebettet auf Stroh. O, wie macht uns dein Kommen so froh, froh dein Kommen auf Erd'!

Alle schüttelten dem Geistlichen die Hand mit freudigem Danke. „Jetzt muß ich aber zur Weihnachtsfeier in die Kirche", sagte Mohr, „nachher können wir noch zusammenbleiben und singen." —

Mohr kam nach Hause. Da tönten plötzlich weiche, liebliche Klänge an sein Ohr. War das nicht sein eigenes Lied? Mit tiefer Bewegung hörte Mohr zu, bis der letzte Ton verklang. Wie von Hirtenflöten getragen bewegte sich die Melodie im Rhythmus, von vier wundervollen Stimmen gesungen: Stille Nacht! Heilige Nacht! Dann eilte er hinein, um den Freunden zu danken.

„Nicht wahr, es ist schon zu Sang und Klang geworden?" rief ihm Gruber entgegen. „Man kann auch gar nicht anders, als es sofort singen dein liebes Lied. Während du fort warst, hab ich's den Freunden Strasser vorgespielt, denn mir waren die Töne dazu gleich erklungen, und dann haben wir es zusammen eingeübt." — —

Zum darauffolgenden Weihnachtsfeste trugen die Geschwister Strasser das Lied dem Kantor Fischer in Leipzig vor. Friese in Essen ließ das Lied nachschreiben, und so fand es seinen Weg in die weitesten Kreise. Wieviel tausend Kinder der Christenheit singen das Lied alljährlich! Sobald es erklingt, versetzt es uns nach Bethlehems heiligen Fluren, und freudigen Herzens singen wir alle:

Stille Nacht! Heilige Nacht!

Das Nichtchen.

Skizze von **Otto Roeseler.**

Alessandro Badini befand sich in der rosigsten Laune. Die Aufgabe, die ihm seine Genueser Baugesellschaft in Tripolis gestellt, hatte er glänzend gelöst. Erst vor vier Tagen war er auf der „Anna Scotto" gelandet. Nun saß er in dem eleganten Salon des „Isotta" und hielt seinen Vertrag in der Hand.

Er war erst neunundzwanzig und ein gemachter Mann.

Der Kellner brachte einen Brief. Alessandro las:

„Lieber Onkel! Mama ist wieder einmal in ärztlicher Behandlung. Zu diesem Zwecke halten wir uns hier in Genua auf und wohnen im „Savoie". Durch einen Zufall las ich heute die Passagierliste. Da entdeckte ich Deinen Namen unter den aus Tripolis Angekommenen. Wie würde ich mich freuen, wenn Du uns besuchen wolltest! Ich mopse mich entsetzlich. Deine kleine Nichte Florinda."

Da stand auch im Augenblicke ihr Bild vor seinem geistigen Auge, das Bild des kleinen Wildfangs, an den er in all den heißen afrikanischen Jahren gar nicht mehr gedacht hatte. Florinda, das einzige Töchterchen des Conte Segalla, dessen Witwe sein ältester Bruder Tonio vor nunmehr reichlich zehn Jahren heiratete und das nun auf diese höchst einfache Art und Weise seine Nichte geworden war.

In fünf Minuten war Alessandro angezogen und nach knapp einer Viertelstunde hielt sein Auto vor dem Hotel de Savoie.

Er ließ sich den Damen von Nummer 45 und 46 durch den Kellner melden. Signora Badini und der Contessina Segalla.

Valeria bedauerte. Sie leide wieder an schrecklichem Kopfschmerz und sei deshalb zu Bett geblieben. Aber Florinda hüpfte wie ein Bachstelzchen die breite Marmortreppe hinunter.

Perbacco! Aus der Bambina von Siena war eine Signorina geworden! „Das ist ja lieb von dir, Onkel!"

„Aber doch nur selbstverständlich, Kind!"

Bei dieser Anrede zuckte es um Florindas Lippen. Alessandro bemerkte das wohl. Aber die Kleine beherrschte sich meisterlich.

„Was macht die Mutter?" fragte er teilnahmsvoll.

„Schrecklich", ward ihm da der Bescheid. „Von Monat zu Monat wird es ärger mit ihr. Papa ist das liebe lange Jahr in Rom. Mutter und ich sitzen auf dem Landgut. Es ist zum Sterben. Ich glaube, seit deiner Abreise habe ich keine dreimal mehr gelacht."

Als sich die beiden niedergelassen hatten, fragte Alessandro: „Darf ich dir etwas anbieten, Bambina?"

Da lief ein Schatten über Florindas süßes Gesichtchen, der aber wieder sofort verschwand. „Ich nehme ein Eis, Onkel, wie das einer Bambina zukommt! Und du? Was hast du für heute vor, Onkel?"

„Ich habe dir einen Vorschlag zu machen, Florinda!"

„Nun?" Bei dieser Frage schlug Purpurglut in die Wangen der Kleinen.

Alessandro bemerkte das wohl. „Mein Wagen wartet draußen vor dem Portal. Wie wäre es mit einem Ausflug nach Rapallo? Wir nehmen das Frühstück im „Verdi", machen einen Ausflug auf das Meer und sind zum Mittagessen wieder in Genua zurück."

Florinda klatschte in die Hände. „Gemacht, Onkel!" jubelte sie.

„Und die Mutter?"

„Die liegt ja zu Bett!"

„Wird sie auch nichts dagegen haben?"

„Aber du bist doch mein Onkel und ich ein Kind!"

Schon stürmte sie die Marmortreppe hinauf. Alessandro griff nach einer Mappe, die zufällig in der Halle des Hotels herumlag.

Sie enthielt die Fremdenliste der Riviera Levante.

Plötzlich wurde er aufmerksam. Er las: Rapallo. Hotel Verdi. Cavaliere Colonello Maggiore Martini und Frau.

Es war wie in einem Kino. Sein Gehirn wandelte sich in den Apparat. Bild um Bild! Die Terrasse des „Vittoria". Die Dattelpalmen, auf deren grünen Wedeln in tiefer Nacht der blasse Mondstrahl der Wüste lag. Der alternde Gemahl und an seiner Seite die noch junge und immer begehrliche Kokette, mit der er jenen Ritt zu den Ruinen von Leptis Magna gemacht.

Die waren im „Verdi" in Rapallo.

Weiß der Himmel! Er war doch kein dummer Junge mehr, und errötete trotzdem, wenn er an die Möglichkeit dachte, daß er in Florindas Anwesenheit mit dieser Heldin eines seiner galanten Abenteuer in Rapallo zusammentreffen könne.

War es nicht vielleicht gescheiter, noch in letzter Minute das Ziel des der Kleinen in Vorschlag gebrachten Ausfluges zu wechseln.

Aber schon war es zu spät. Fix und fertig stand da Florinda vor ihm und sagte: „Ich habe Mama gesagt, daß wir einen Ausflug nach Rapallo machen, Onkel, und das Frühstück im „Verdi" nehmen. Du weißt ja, Mama ist dermaßen nervös, sie wird kurz nach zwölf Uhr im „Verdi" anklingeln lassen, ob wir auch wohlbehalten an Ort und Stelle sind."

Die Fahrt nach Rapallo verlief nicht so fröhlich, wie sich das die beiden anfänglich vorgestellt hatten. Alessandro war befangen.

Als das Auto die ersten Häuser des Kurortes passierte, schlug es gerade zwölf Uhr. Florinda war sehr ungeduldig. Kaum im „Verdi" angelangt, stürzte sie sich auf das Telephon.

Die mit dessen Bedienung betraute Dame gab ihr den Bescheid, daß noch niemand aus Genua, Hotel de Savoie, angerufen habe, und die Kleine beruhigte sich.

Sie fanden einen hübschen Fenstertisch in der Sala di Pranzo und waren gerade mit einem köstlichen „Fritto misto" beschäftigt, als der Kellner Alessandro ein Kärtchen zusteckte.

Florinda entging das nicht. Ihre prachtvollen braunen Augen wurden groß. Sie begannen sich mit Tränen zu füllen. Sie würgte. Aber sie hielt sich fest in der Hand.

Alessandro hatte ja keine Ahnung. In seinem Rücken befand sich ein Spiegel. In diesem das Bild des Tisches, an dem ein älterer Offizier mit einer aufgedonnerten Person Platz genommen hatte.

Von deren Händen rührte das Alessandro überbrachte Kärtchen her. Oh, das war abscheulich!

Wenn er auch der Onkel und sie nichts als ein Kind war.

„Wir nehmen den Kaffee auf der Terrasse, Florinda, denke ich?"

„Ganz wie du wünschest, Onkel!"

Nun saßen sie abseits von den anderen. Im Schatten einer Magnolie.

„Aber du weinst ja, Kind . . ."

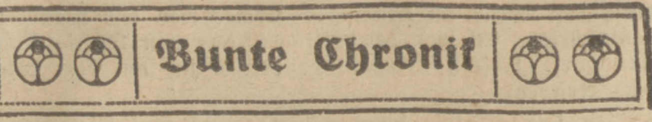
Da brach es aus dieses Kindes Innerstem hervor wie ein Vulkan: „Kind, jawohl, Kind . . . Oh, es ist abscheulich von dir, mich so zu hintergehen. Nur an dich habe ich in diesen ganzen zwei Jahren gedacht, nur an dich! Jeden Abend habe ich für dich gebetet, daß dir dort in Afrika kein Unglück zustoßen sollte. Gewartet und gewartet habe ich, Tag und Nacht, nur auf dich! Und nun dies . . . Das ist abscheulich!"

Alessandro war keines Wortes fähig. Angesichts dieser Kraft ihres Gefühls. Erst nach einer Minute der Besinnung stammelte Alessandro: „Wirklich, Florinda, wirklich?" Und dann, halb im Schmerz und halb voll bedauernden Ernstes: „Aber ich bin doch zwölf Jahre älter als du, Florinda, und dein Onkel!"

„Und ich? Ich liebe dich, Alessandro", jubelte sie.

Contessa Valeria mußte sehr gut geschlafen oder aber sich in der Zeit geirrt haben, denn es war schon längst halb zwei Uhr vorbei, als sie endlich im „Verdi" in Rapallo anklingelte.

Und da ward ihr der Bescheid: „Ja, Mama, wir sind wohlbehalten in Rapallo angekommen. In der Zwischenzeit habe ich mich mit meinem Onkel Alessandro verlobt; alles weitere mündlich . . .!"



Bunte Chronik

*** Den Filmautoren zum Trost!** Zahlreiche Verfasser von Filmmanuskripten, die die Empfangsräume der Filmgesellschaften bevölkern oder ihre Erzeugnisse erfolglos mit der Post versenden, ohne dabei auf ihre Kosten zu kommen, können aus den Ergebnissen einer Rundfrage Trost schöpfen, die von einer verbreiteten Filmzeitschrift veranstaltet wurde. Der Matrose John Farrow war arbeitslos geworden. Da er nichts zu tun hatte, nahm er sich vor, ein Filmmanuskript zu verfassen. Er schickte seine Arbeit an den bekannten amerikanischen Filmregisseur Cecil de Mille. Das Manuskript wurde von der Prüfungskommission als gänzlich untauglich verworfen und lag jahrelang in der Schublade, bis es eines Tages zufälligerweise in die Hände der Frau de Mille fiel. Sie durchflog die Arbeit und fand das Thema interessant. Das Manuskript wurde vollständig umgearbeitet und dann verfilmt. Der erfolgreiche Matrose erhielt die Tantiemen und wurde zum reichen Manne. Eine junge Deutsche, Tilda Forster, versuchte in Hollywood ihr Glück. Eines Tages fand sie in den dortigen Zeitungen ein Inserat Pola Negris, die ein passendes Filmmanuskript suchte. In drei Tagen schrieb Tilda das Manuskript nieder. Es wurde angenommen. Die Karriere der jungen Dame war gemacht. Ein gewisser Wallace Smith war in allen Filmateliers Londons eine bekannte und berüchtigte Persönlichkeit. Überall bot er seine Manuskripte an, und überall wurde er mit Hohn zurückgewiesen. Aus Verzweiflung arbeitete er eines seiner Manuskripte in eine Novelle um und ließ sie unter dem Namen „Cattersby" in einer wenig bekannten Wochenschrift abdrucken. Mit dem Honorar von 20 Mark gab er sich zufrieden. Nach einigen Tagen erhielt Smith auf den Namen „Cattersby" die Einladung eines Filmdirektors, unverzüglich bei ihm vorzusprechen. Zu seinem Erstaunen bot ihm der Direktor für das Recht der Verfilmung seiner prachtvollen Novelle 1000 Pfund. Es war derselbe Direktor, der ihm einige Wochen vorher dieselbe Arbeit als vollkommen ungeeignet zurückgesandt hatte.

*** Verbilligte Herstellung von Stickstoffdüngern.** Die Herstellung der Ammoniaksalze geschah bisher allgemein hauptsächlich in der Weise, daß man verschiedene Säuren mit Ammoniak sättigte und dann die Abscheidung der sich bildenden Salzkristalle von den Mutterlaugen herbeiführte. Dieses Verfahren war nicht billig. Denn das Salz enthielt nach der Zentrifugierung noch beträchtliche Mengen Feuchtigkeit und Säure. Es bedurfte daher einer Trocknung und einer Neutralisation, was natürlich erhebliche Kosten verursachte. Es kam hinzu, daß die Geräte infolge der Berührung durch die sauren Lösungen sehr schnell zerstört wurden. Das neue Verfahren besteht nach Mitteilung von C. Fauser darin, daß die Säure in sehr fein verteilter Form in Kammern injiziert wird, die gasförmiges Ammoniak enthalten. Die Salze entstehen unmittelbar trocken und neutral. Das Verfahren soll sich besonders für die Herstellung von gewissen Mischsalzen eignen.

*** Die Weihnachtsschwestern.** Im Jahre 1822 wurde zu Valenciennes der Bund der sogen. „Weihnachtsschwestern" gegründet, eine kirchlich soziale Stiftung, die sich in der Folgezeit zu einer sehr segensreichen Einrichtung gestaltete. Den Weihnachtsschwestern lag die Pflicht ob, Waisen und die Töchter armer Leute unentgeltlich zu unterrichten und sie für irgend einen der damals noch wenigen weiblichen Berufe vorzubereiten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besaß die mildherzige Stiftung bereits drei stattliche Anstalten mit rund 125 Weihnachtsschwestern, die treulich das christliche Evangelium der Nächstenliebe durch Taten bekundeten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.